

**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins  
**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein  
**Band:** 8 (1924)  
**Heft:** 12: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer

**Artikel:** Unübersetzbares Schweizerdeutsch  
**Autor:** Greyerz, Otto v.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-419566>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Und lüssli händ si über d' Nacht  
Bis tuwig Blüemli fürre gmacht;  
Si guggsled gwunderig umenard  
Und freued si am schöne Gwand....

Appenzell. Johannes Merz, *De Chilhof* (Der poetische Appenzeller).

Jetz isch der Sonntig wider do,  
Chomm, Bueb, mer wend zum Chilhof goh;  
S' goht no e Wyli hee, bis 's lüüt,  
Ond so e Gängli schadt au nüü.  
Giechst Totehöpf und Totebää,  
Send's Heeren oder Punre gsee?  
Sewie, Bueb, giechst no näbis dra,  
Wora mer's no erchenne cha?...

Basel. Dominik Müller, *Der Rhy* (Neue Verse).

für gwehlig goht er kraftvoll still sh Wäg  
Und prachtvoll grien an goldige Summerdäg.  
Er ruischt vo Lht und Zähle, wo verschwunde,  
Und macht sh mächtig Gnei am Münster inde.  
Er bringt au Grieh von unsren Aiginoße,  
Zwox nemer git druff acht, men isch dra gwehnt,  
Als är mit shner Gegewart d' Stadt verscheent,  
Und shni Ufer sind fast ganz verlosse.

### Wie die Kenntnis des Schweizerdeutschen das Sprachverständnis erleichtert.

Wir Deutschschweizer sind ein allbekanntes Beispiel dafür, daß die Sprachgewandtheit, insbesondere die mündliche Beherrschung der Schriftsprache, durch den Gebrauch einer mundartlichen Umgangssprache beeinträchtigt wird. Weniger allgemein hat man eine Vorstellung davon, wie anderseits die Vertrautheit mit einer Mundart das Sprachverständnis in hohem Grade fördert. Darum möchte ich es für das Schweizerdeutsch an einigen Beispielen zeigen.

Das Schweizerdeutsch hat im wesentlichen den Lautstand des Mittelhochdeutschen, es hat aber auch eine große Zahl von Wörtern, die im Schriftdeutschen nicht mehr oder doch nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung vorhanden sind, lebendig bewahrt. Darum findet sich der Deutschschweizer im Mittelhochdeutschen leichter zurecht als die nur der Schriftsprache kundigen; er ist aber gegenüber auch im Vorteil in der Beurteilung und Deutung vieler neuhochdeutscher Wörter.

Für den nur in der Schriftsprache Heimischen gehören Leid und Leiden ebenso selbstverständlich zusammen wie etwa Hammer und hämmern, Streit und streiten; der Schweizer dagegen schließt aus seiner Mundart, in der Leid ebenso, leiden aber lide heißt, auf verschiedene Herkunft der beiden Wörter, und die Wortschöpfer geben ihm Recht. Der Schweizer hält auch die in der Schriftsprache gleich lautenden Wörter Weide »Futterplatz« und Weide »Baumart« auseinander; jene nennt auch er Weid, diese aber Wide. Für ihn besteht daher auch kein Zweifel, welcher der beiden Weiden Ableitungen zuzuweisen sind, und der Irrtum, dessen selbst ein Jakob Grimm bei der Deutung des Wortes *Weidling* »Fischerlahn« fähig war, wäre einem Schweizer nicht begegnet. Grimm hielt den Weidling für »ein aus Weiden geflochtenes leichtes Fahrzeug«. Wäre das richtig, so müßte das Wort schweizerdeutsch Widlig heißen; es lautet aber Weidlig und kann somit nur von Weide »Futterplatz«, älter auch »Futter, Speises abstimmen und ein zur Nahrungssuche gebrauchtes kleines Schiff bezeichnen.

Einige weitere Beispiele mögen zeigen, wie altes Sprachgut in seiner Mundart dem Schweizer zum Verständnis neuhochdeutscher Wörter verhilft. Das Eigenschaftswort kalt

nennet Weigand-Hirt »eine altertümliche passive Partizipialbildung auf -t zu anord. kala, ags. calan, frieren«. Er hätte wie Kluge an unser schweizerisches chale erinnern dürfen. Wenn z. B. Bratenbrühe beim Erkalten gerimt, so »chale« sie in unserer Redeweise. Wer sehr und Rumpf nur in der neuhochdeutschen Bedeutung kennt, wird von ihnen vergleichlich eine Brücke zu versehren und zu rümpfen suchen. Dem Schweizer aber, dem sehr noch in der ursprünglichen Bedeutung »wund«, namentlich »wund gerieben« geläufig ist und der schlottrigen Strümpfen und zerknitterten Kleidungsstück vorwirft, sie hätten Rümpfe, d. h. Falten, sind die beiden Zeitwörter völlig klar. Den Einwänden mancher Sprachforscher zum Trotz meint er auch, in seinem blutt »nacht, bloß« die Erklärung für blutigung und blutarm finden und die Redensart »einen im Stiche lassen« von der übeln Erfahrung eines Fuhrmanns herleiten zu dürfen, den die Hilfe gerade in einem Stich, d. h. einem steilen Wegstück, verläßt. (Vgl. Zeitschr. 1910 Sp. 210 ff.) Für uns, die wir beim Metzger Beine und nicht Knochen als Buttwage erhalten, sind auch Beinhäus, Fischbein und Falzbein und die Gebeine nicht so rätselhaft, wie für unsere Sprachgenossen, denen Beine nur als Gehwerkzeuge bekannt sind, und die Bedeutung des englischen Wortes bone bereitet uns gar keine Schwierigkeiten.

Das führt uns auf schweizerdeutsche Anklänge in fremden Sprachen. Aus dem Englischen erwähne ich to jump ( hüpfen), schwed. gumpe, godfather und godmother (Gebatter, Gebatterin, Pate, Patin), schwed. Götti und Gotte, ham (Lende), in manchen Teilen der Schweiz Hamme, little, appenzellisch lüüzel, to kneel, schwed. knüle (knien). Wenn französisches laid (häßlich) und fourbir (putzen) als germanische Lehnwörter bezeichnet werden, so erkennen wir die Quelle in unserm leid, das den Sinn von mißlich ausdrücken kann, und in fürbe für schriftdeutsches lehren. Umgekehrt verrät uns unser »rundament« die französische Abstammung des deutschen Lehnwortes rund.

Müßte ich nicht Widerspruch befürchten, wenn ich Fremdlinge wie Gu, honett, suribund, Paraplu, proper, Chüngel, Fäzenetli usw. für die Mundart als Lehnwörter und nicht als Fremdwörter bezeichne, so könnte ich darum, wie sie uns die Erlernung fremder Sprachen erleichtern; allein dazu fehlt mir »s' Gurash«, denn wenn mich einer darum einen Fremdwörtler schelten sollte, würd' ich's »uf's Puntenri neh« (point d'honneur).

St. Gallen.

Paul Dettli.

### Unübersetbares Schweizerdeutsch.

Es wäre dem Raum von zwei oder drei Spalten angemessener, das aus dem Schweizerdeutsch Übersehbare zusammenzustellen: seelenlose Zahlwörter, Fürwörter, einige Umstands- wörter, logisch-grammatische Formwörter und vielleicht auch einige farblose Ding- und Zeitwörter. Aber eben nur Wörter, höchstens noch ganz nüchterne Aussagesätze, die gedruckt so gut sind wie gesprochen. Sobald jedoch die Sprache tönt und lebt, also eigentliche Sprache ist, nicht bloße BegriffsSprache und Mathematik, auch nicht bloße Schriftsprache, — was ist dann übersehbar? Welches Wort mit schweizerischem Eigenklang könnte durch ein schriftdeutsches wiedergegeben werden? Wie anders tönt nur schon Vater, Mutter, Bube, Kind neben Waller, Mueter, Bueb, Chind! Und nun gar neben Utli, Müetti, Buebel, Gof! Oder Großvater neben Großatt, Ur- großvater neben Urrähni! Und wenn man sich erst mit Beschreibungen behelfen muß! Was ist eine Brente? In der Schweiz weiß es jedes Kind; weiß es nicht nur, sieht es greif-

bar vor sich, und zwar je nach landschaftlichem Brauch verschieden. Die Erklärung bei Weigand lautet: lisenartiges hölzernes Gefäß mit niedrigem Rande. Das stimmt aber nach vorherrschendem Sprachgebrauch zur Gepse, niederdeutsch Satte, nur auf beschränktem Raum zur Brente. Man errät schon aus diesem Beispiel die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, ein Schweizerwort von landschaftlich ungleicher Bedeutung schriftdeutsch zu umschreiben, geschweige zu übersetzen.

Unübersetzbar sind also vor allem die schweizerdeutschen Namen für Sachen, die in der Schweiz ihre einzige oder hauptsächliche Heimat haben und hier nicht einmal eindeutig gebraucht werden; Ausdrücke aus der Alp- und Milchwirtschaft, wie z. B. eben die Namen für Milchgefäß: außer Brente und Gepse noch Melchter, Tause, Muttle, Bodl, Tutel, Zolle, Lägel, Stande u. ä.; oder für verschiedene Arten, besser Abarten des Käses: Ploderhäss, Bifer-, Gugger-, Spalle- oder Sprinz-, Schmätter- oder Lutschhäss, Chitichäss, Tommen und Wigger. Dann die unzähligen Ausdrücke, die wir der scharfen Naturbeobachtung der Alpler verdanken, z. B. für die verschiedenen Eigenschaften des Schnees. Der Grindelwaldner unterscheidet balliga, trälliga, treeliga Schnee wo si stossed, pluridriga wird, anderseits graifteta, grusteta, hächa, überschofna, (beim Höhn) gugeta Schnee. Wer übersetzt das? Oder man versuche es mit seinen Ausdrücken für die verschiedenen Stärkegrade des Regens: e Steipeta, e Sprizeta, es Schittelli, es Rägelli, e Schmeizeta, e Schitti, e Schurr, e Guz. Unzählig und auch für uns hente nicht scharf auseinanderzuhalten sind die Namen für all die Bergformen des Voralpen- und Hügellandes: neben den leicht verständlichen Hubel, Hoger, Büel, Halde und Flue auch Chmibel, Chnolle, Galm, Gütsch, Gupf, Tschugge, Chipf, Chapf, Gumm, Wang (nicht = Wand), Egg, Nolle, Balm u. a. Wie blaß, verschwommen wird manches dieser Wörter in der Übersetzung!

Wie alle Mundarten ist auch das Schweizerdeutsch unerschöpflich in spöttischen, meist lautsimbildlichen Bezeichnungen lächerlicher Menschenarten. Die vornehme Schriftsprache verstimmt da in ihrer Armut, wogegen die Mundart so recht in ihrem Element ist. Für eine dicke, schwammige, dazu träge oder nachlässige Weibsperson verfüge ich allein schon über acht bernerdeutsche Titulaturen: e Pfudere, Pfudere, Plätttere, e Tintle, e Pfuite, e Müesle, es Pflaag, es Pflaatj. Den männlichen Waschlappen dagegen, den Hasenfuß und Leisetreter, kenne ich unter sechserlei Namen von ungleichem Wert: als Höseler, Pfötler, Schlötterbeck, Schlusi, Plaasti und Hösi.

Groß ist die Auswahl schallnachahmender Zeitwörter im Schweizerdeutschen. Wer in die Lage kommt, sie ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen, z. B. in einem Mundartwörterbuch oder auch als Deutschlehrer, muß Zeit und Geduld haben; aber auch mit Zeit und Geduld wird er vielleicht die Waffen strecken vor: chräschle, spräule, chirble, pfuse, pfudere, pfurre, bräschle, tätzche, chläpfe, chäntsche, gire, giye; dazu die vielen aus Zeitwörtern abgeleiteten Begriffsnamen ohne Ableitungssilben wie Brätsch, Tätzch, Chlapf, Gig, Platsch, Geuß, Stups, Spruz — alle männlich — sowie die fäulichen Sammelnamen mit der Vorsilbe Ge-, die aber durch Angleichung häufig verschwindet: es Gflosch, es Ghafel, es Ghär, es Gjusel, es Gjent, es Gsturm, Glamaasch, Tamp, Priegg, Zaagg, Trätzch usw. Oder die weiblichen Sammelwörter auf -ete: e Tischete (Tisch voll), Stubete, Bärete (Schublafre voll), Charete, Tröschete, Gablete, Schuflete (Schaukel voll), sowie überhaupt mannigfach gebildete Hauptwörter

mit dem Sinn der Menge, des Haufens, angefangen mit Hampfel (Handvoll), Arfel (Armboll), dann, den Begriff steigernd und unterschiedend: Schübel, Wüssch, Rüssig, Gräbel, Nählete, Robete, Chuppele, Tschupp, Harst.

Eine harte Rücksicht für den Übersetzer sind auch die vielen Zeitwörter, die eine hastige, geschäftige oder auch schmutzige Tätigkeit der Hände bezeichnen, wie fingerle, niggele, nissele, chnuble, gäggale, bäschele (etwa = basteln); nüsche, wüsche, nüele, gusle, chosle, gentsche, chaare, schlaargge, tangge. Für Klopfen, pochen (mit der Hand) kenne ich allein aus dem Bernerdeutschen acht Wörter mit deutlichen Unterschieden des Grades und der Art: pole, popple, topple, chnode (mit dem Knöchel auf den Tisch), hosche (um Einlaß anklöpfen), chlöperle, böppere, (immer leiser) döppelle.

Die letzten Beispiele mahnen uns an die Ausdrucksstärke der Verkleinerung, die im Schweizerdeutschen so mannigfache und reizende Spielarten aufweist. Halten wir uns nur noch an die Zeitwörter! Was wird im Schriftdeutschen aus dem zierlichen, kindlichen tänzerle, liegele, güggse, gäggale, gspätle, rößle, wägele? Was aus frägle, förschle, sprächle, föpple, päätle? Im Wallis tadeln eine Mutter ihre allzu gemäschlich spinrende oder windende Tochter: Das isch nit; du spinzärlust u winzärlust numa! Unerhörlich im Ableiten zielloser Zeitwörter von Dingwörtern ist unsere Mundart noch hente. Tätigkeiten, die mit Garten, Kohl, Sand, Honig usw. zu tun haben, heißen gartne, chöhle, saude, hungge, haage, zuime, pfaade, straße, chirse, nisse, öpsele usw. Bei den Haaren nehmen heißt einfach haare, bei den Ohren: ohre. Neuschöpfungen gibt es da jederzeit. Unlängst hörte ich das Wort chlembiise: einem das Klemmgebiß anlegen, bildlich: ihn bändigen und Mores lehren; ähnliche Zusammensetzungen sind z. B. großhanse, trüebale, armüetele, hochmüetele, schmalbarde. Wer übersetzt dürestiere, erminele (wie ein Muni, d. h. Stier etwas entzogen wollen), gnüegle, füreböhnele! Wie gedrungen ist der Ausdruck in den unpersonlichen Ableitungen von Haupt- und Beiwörtern: es warmet, chueler, stillet, suberet, es wohlet eim, es baaset eim, und im Sinn von ergiebigem Ertrag: es hornet brav (gibt reichlich Korn), es stronet, es garbet, fastet, horbet und satet (füllt Körbe und Säcke).

Der Reichtum an Ableitungsformen mit seinen Abschattungen gefühlsmäßiger Bedeutung zeigt sich so recht bei den Personennamen. Dem hochdeutschen Rosa, Rose, Röse, Röschen, Rosette stehen gegenüber: Rosali, Rose, Rosi, Röse, Rosle, Rösle, Rösi, Roseli, Röseli, Rosette, Rosetti, Rosettli, Rosetteli. Auch Gattungsnamen können so vielgestaltig auftreten und den Übersetzer in Verlegenheit bringen, z. B. die Spielformen für Mädchen: Meitli, Meitschi, Meitze, Meite, Meiti, Meiteli, Meigge — von der zärtlichen Liebkosung bis zur burleskosen Neckform.

Was aber den Schweizer, wenn er Schriftdeutsch spricht oder schreibt, am meisten verwirrt, das sind die unübersetzbaren Redeteilchen (Partikeln), die seine mundartliche Rede durchziehen und der nackten logischen Aussage die Stimmungswärme geben, wie das Sonnen- oder Lampenlicht einem sonst kalten, gleichgültigen Zimmer. Ich meine all diese halt, drum, neue, ase, nadisch, allwäg, goppel, wäger, emel, doch de, gleich, öppé, ächt, sei usw., ohne welche die allergräulichsten schweizerdeutschen Wendungen dahins fallen müßten. Man könnte nicht mehr sagen: I weiß doch neue nid... Es isch mer doch de no gii... Das chunt mer jiz wäger ehli stotzig... Es het mi gwüß ase bald glüsstet... Das isch jiz emel o!

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen, und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tieffes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines »Eh, gscheih nüt Böser!« ... »Bhüet di Gott und zürn mer nüt!« oder eines »Oppis Dumms ejo!« ... und »Ja wole, dir wett-i chüechle!« überzeugen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben.

Allein hier hat alle Übersetzungskunst ein Ende.

Bern.

Otto v. Greherz.

### Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.

In seiner Abhandlung »Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart« röhmt Ludwig Tobler die Kunst Gottfried Kellers, der die von Bitzius (Jeremias Gotthelf) bevorzugte Mischung verschmäht habe. Keller schreibt an Storm, daß man nur in der einen und allgemeinen Sprache schreiben sollte. Aber bezeichnet nicht gerade der Schleswig-Holsteiner alles seinem Lande Eigentümliche, besonders was mit dem Meere zusammenhängt, niederdeutsch? Dem »Sämmelreiter« schickt er ja selbst ein Wortverzeichnis voraus. Wie verhalten sich die neueren, z. T. noch lebenden Schweizer Schriftsteller zu ihrer Mundart? Bitzius geht von der Schriftsprache aus; diese ist aber in Wortschatz, Wortform, Satzbau und Stil durch und durch mundartlich gefärbt.<sup>1)</sup> Doch sei eine treffende Bemerkung des jüngst verstorbenen Prof. Dr. Ferdinand Wetter erwähnt, daß nämlich bei Bitzius die Hauptbegriffe in dem kräftigen Ausdruck der VolksSprache erscheinen. So hat die auf den ersten Blick willkürliche Sprachmischung doch einen tiefen Grund. Dasselbe ist teilweise bei den neueren Schweizer Schriftstellern der Fall.

Einer der sprachreinsten Dichter ist R. F. Meyer; aber auch er fliekt, gewiß mit vollem Bewußtsein, mundartliche Ausdrücke in seine Rede, z. B. das unpersönliche Zeitwort »es heelendet mich« für »es dauert mich«. Ähnlich braucht G. Keller vereinzelt schweizerische Wörter, z. B. äufnen für mehren, zutun für angeschaffen.

Karl Spitteler, der sich auch im Umgange mit Schweizern der Schriftsprache bedient, — ein ganz vereinzelter Fall — verschmäht trotz seiner künstvollen Ausdrucksweise doch keineswegs Anleihen aus der Mundart, auch nicht in dichterischen Werken von höchstem Stil wie im Olympischen Frühling, z. B. hatten (nügen), Waibel, ein Hämpflein (eine Hand voll). In den »Jodelnden Schildwachen«: »Drauf hog er um den Albisrank«. — »Geht ihr das Rathaus dort am Stutz?«.

Besonders zahlreich finden sich mundartliche Wendungen bei solchen Schriftstellern, die das Landleben, also das ursprünglichste Volkstum, schildern, wie Meinrad Bieri, Alfred Huggenberger, Ernst Marti, zum Teil auch Jakob Böhhart, Isabelle Kaiser u. a. dann auch bei solchen, die mit Vorliebe schweizerdeutsch schreiben, wie Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller. Aber auch Maria Waser, die in Zürich wohnende Bernerin, die meist städtische Verhältnisse schildert, bedient sich oft der Mundart mit vollem Bewußtsein und in künstlerischer Absicht; dasselbe ist von dem aus dem Argau stammenden Adolf Frey zu sagen. Mehr unwillkürlich sind mundartliche Eigenheiten bei dem Berner Albert Steffen und dem Basler Paul Siegfried.

1) Näheres in meiner Abhandlung über »Die Sprache Gotthelfs« in den Mitteilungen der »Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich« Heft II, 1897.

Dagegen ist die Sprache Ernst Bahns, J. C. Heers, S. Federers im allgemeinen rein.

Ohne auf die einzelnen Schweizer Mundarten einzutreten, können wir unterscheiden:

1. Mundartliche Wortbiegungen wie: Rösten (Huggenberger), wegen selben (Esther Odermatt).

2. Mundartliches Geschlecht, z. B. der Bauerngewerb (Huggenberger), das Tunnel (Ermatinger), am Nasenspitz (Steffen).

3. Mundartliche Wortformen, z. B. Mailti (Bieri), Tubat (M. Waser), das Bratis = der Braten (v. Tavel).

4. Mundartliche Wendungen wie: Es hat noch immer Blumen drin gehabt = sind ... gewesen (Bieri), einem willst sagen = einen schelten (Ad. Frey), Hudel und Haben verlieren (Böhhart).

5. Missverständliche Wörter, d. h. solche, die in der Mundart einen andern Sinn haben als in der Schriftsprache, wie lernen für Lehren (Bieri), Lehren für lernen (Steffen), vergönnen für missgönnen (J. Kaiser).

6. Mundartliche Wörter, die ohne Erklärung gebraucht werden: eine weg für dennoch (Huggenberger), Tolken für Flecks (M. Waser), störenweise für »periodisch« (v. Tavel).

7. Mundartwörter mit Erklärung: Bungert für Baumgarten, Hofreite für Hofraum (Böhhart).

Von dem mundartlichen Reichtum an Schallnachahmungen und anschaulichen Ausdrücken, an Kraftwörtern und Verkleinerungen bieten auch unsere Schriftsteller eine große Auswahl.

Bern.

Heinrich Stadelberger.

### Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter, und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wutans Heer, Wutis Heer, 's wütig Heer, besonders als Vermenschlichung des Gewitters und des Sturmes. In Grünblinden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Toote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Hexe, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Braut oder Wind-Häx. Am Walensee läuft der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder büüschi, büüschi hören, der Sturmwind, der als Vorbot einer Untwetters durch die Felsen, Wettertannen und Semmhütten fährt.

Auch in mehr oder weniger scherhaftem Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachslingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichtende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Napf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Napf; der Wätter-Hans im Zürcherland die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Das von Rizinen herstürmende Hagelwetter nennen die Walliser den Rizi Bueb. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind manchmal Bättel-Buebe(n) oder Bättler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölkttem Himmel heißen im Zürcherland scherhaft